

# Hollywood an die Macht

In meinem Londoner Club treffe ich zufällig einen Berater des ehemaligen Premierministers Tony Blair, einen klugen Mann und ein hohes Tier in Brüssel. Sir Tony war nicht nur sehr lange im Amt, sondern hat zugleich auch die sozialdemokratische Partei in England nachhaltig verändert. Die neue Mitte; hier fand sie statt. Old Labour wandelte sich in New Labour. Blair ist ein Titan, wenn man ihn aus Perspektive des Gerhard Schröder betrachtet, der an beiden Jobs kläglich scheiterte.

Ich frage den englischen Guru: „Was war eure wichtigste Erkenntnis? Was habt ihr verstanden, was andere nicht verstehen?“ Er lächelt und spricht vom Ende der „Tribal Policies“: „Wir haben keine Stammespolitik mehr. Das ist der Kern. Nur das muss man kapieren!“

Was die Stämme in wilden Gesellschaften auszeichnete, war die strikte Art, in der sie sich voneinander zu unterscheiden suchten. Was für den Urwald galt, konnte man in Klassengesellschaften ebenso beobachten.

Das Bürgertum pflegte ein anderes Auftreten als die Arbeiterklasse. Der Katholik wollte anders aussehen als der Protestant. Männer hatten das Sagen, Frauen gehörten in die Küche. Und jeder Stamm war stolz auf seine Symbole.

So wie die Politiker der jeweiligen Stäm-



KLAUS KOCKS

*Niemand will mehr  
authentische Politiker.  
Der Wähler bevorzugt  
Kunstfiguren –  
wie im richtigen Film.*

me oder Klassen zusammenhielten, taten es ihre Wähler. Man war schwarz oder rot – oder vielleicht noch gelb. Und grenzte sich entsprechend ab. Um die schwarzen Stimmen zu kriegen, musste ein Kandidat nach Schwarz riechen. Es konnte auch schon mal schwarzbraun wie die Haselnuss sein. Die Roten brauchten unbedingt den Stallgeruch der Verdammten dieser Erde. Das Gelbe war für die Besserverdienenden, also mit einem Kleinbürgerparfüm versehen, dem Veilchenduft für Zahnärzte und Architekten.

Das eigentliche Gottesgeschenk der Stammespolitik lag in der Unterscheidungslogik. Wenn Politiker die richtige Duftnote signalisierten, folgte ihnen die eigene Meute. Weil sie dann so in der Nase stachen, wie sich der Wähler sein eigenes Deo wünschte. Die Häuptlinge mussten nur die Kriegsbemalung ihres Stammes zeigen, und alles

war gut: Die Meute ging mit ihnen auf den Kriegspfad.

Der englische Gentleman liebt deftige Beispiele, die er mit ironischer Stimme und einer hochgezogenen Augenbraue vorträgt. Ein leichter Duft von Gin umweht ihn.

Ich frage, wie er die „modern times“ charakterisieren würde, wenn in denen „Tribal Policies“ nicht mehr funktionieren. Er nennt sie „presidential“. Man wähle heutzutage nicht mehr einen Leitwolf des eigenen Rudels, sondern einen erhabenen, zumindest attraktiven Präsidenten, ein gesamtgesellschaftliches Vorbild nach der Maßgabe großer Hollywoodfilme. Das gehe genauso wie bei der Frage, wer im neuen James-Bond-Film den 007 spielen dürfe.

Wir diskutieren Stunden; nach Gin duftet inzwischen nicht nur der Gentleman, sondern auch sein deutscher Gesprächspartner. Wir streiten, warum in neueren Zeiten denn gerade die Außenseiter und Kunstfiguren so große Chancen hätten. Der Lord sagt: „Weil niemand mehr authentische Politiker will. Das ist vorbei.“ Das kann doch nicht sein, meine Lieben! Und wenn es so ist, soll es so sein? Sir Peter: „Lady Di was alltime high.“

**Professor Klaus Kocks** ist Meinungsforscher und war früher Kommunikationsvorstand bei WW.